

mit Stefan Kaegi sprach Fränzi Zwahlen

Stefan Kaegi, der Mitbegründer des Regiekollektivs Rimini Protokoll, hat im Mai den mit 100 000 Franken dotierten Schweizer Grand Prix Theater/Hans-Reinhart-Ring erhalten. Der 43-jährige Solothurner Kaegi und seine deutschen Kollegen Daniel Wetzel und Helgard Haug sind seit dem Jahr 2000 ein Autoren- und Regieteam. Ihr Büro hat den Sitz in Berlin. Mit ihren weltweit produzierten Stücken haben sie das neue Dokumentartheater massgeblich beeinflusst und geprägt. Im Mittelpunkt ihrer Arbeit steht die Weiterentwicklung der Mittel des Theaters, um aussergewöhnliche Sichtweisen auf unsere Wirklichkeit zu erlauben. 2011 wurde Rimini Protokoll mit dem Silbernen Löwen der Theaterbiennale Venedig ausgezeichnet.

Herr Kaegi, Sie arbeiten in Ihren Stücken mit Verunsicherungen/Spiegelungen, dem Changieren zwischen Spiel und Realität – wie finden Sie die Stoffe?

STEFAN KAEGI: Manchmal sehr direkt in der Welt draussen, wie früher als Journalist. Als ich mit meinen Kollegen die Hauptversammlung der Daimler AG im Berliner ICC besuchte, war uns schnell klar, dass genau diese Aufführung von Kapitalismus in seiner spektakulärsten Form vor 8000 Aktionären ein Theaterstück ist, die wir einem grösseren Publikum zugänglich machen wollten. Wir mussten da gar nichts mehr inszenieren sondern haben einfach nur Aktien für unsere Zuschauer besorgt und ein Programmheft zur jährlich stattfindenden Hauptversammlung geschrieben und die Aufführung im Programm des HAU-Theaters angekündigt. Für «Situation Rooms» dagegen haben wir über zwei Jahre lang recherchiert, um 20 Vertreter der globalen Rüstungsindustrie, deren Kunden, Nutzer und aber auch deren Opfer und Gegner zu versammeln. Mit ihnen und Bühnenbildner Dominic Huber haben wir monatelang ihre Büros, Tatorte und Schauplätze rekonstruiert und darin Filme gedreht, die die Zuschauer jetzt als Multi-Player-Videospiel begehen können.

Wohin soll das Publikum geführt werden? Was ist Ihr Ziel mit der Theaterarbeit?

Wie wahrscheinlich alle Theatermacher versuchen wir soziale, politische, wirtschaftliche und vor allem menschliche Zusammenhänge nachvollziehbar zu machen. Nur dass wir dafür immer wieder neue Formate entwickeln, in denen nicht von einer hohen Bühne herab, aus einer Position der Macht und der Tradition heraus, vorgespielt wird, sondern Theaterspielen heisst für uns oft sehr direkt, mit den Zuschauern zusammenzuspielen. Theater kann mehr als Einwegmedium sein – und damit ist es eine sehr aktuelle Kunstform.

Sie arbeiten ja sehr frei. Ich stelle mir das sehr befriedigend, aber auch sicher manchmal stressig vor – was schätzen Sie an dieser Form

Auf Erfolgskurs: Stefan Kaegi, Autor und Regisseur, hat mit seinem Regiekollektiv «Rimini Protokoll» vergangenen Monat den Schweizer Grand Prix Theater erhalten.

Bild Gian Ehrenzeller/Keystone



«Herr Blatter hat ja jetzt Zeit»

Der Solothurner Autor und Regisseur Stefan Kaegi spricht im Interview über das Ziel seiner Theaterarbeit und erzählt, was ihm der Schweizer Theaterpreis Grand Prix bedeutet.

der Theaterarbeit im lockeren Kollektiv?

Ideen entstehen oft gemeinsam mit meinen Kollegen Helgard Haug und Daniel Wetzel. Aber in unserem Label Rimini Protokoll arbeiten auch immer wieder neue Künstler und Darsteller. Wir haben kein festes Ensemble, in dem immer wieder die gleichen Menschen auf der Bühne stehen. Bei uns haben schon indische Callcenter-Telefonisten, ägyptische Muezzine, kasachische Ölbohrer, Hamburger Klimaforscher und auch ganze Hundertschaften von nach demografischen Prinzipien ausgewählte Bürger einer Stadt Theater gespielt. Nichts ist langweiliger als Theater, das von festangestellten Menschen gemacht wird, die in einer Institution Tradition verwalten.

Sie leben schon lange in Berlin. Was fasziniert sie an dieser Stadt, die doch sicher so ganz anders ist als Ihre Heimatstadt, das beschauliche Solothurn?

Berlin ist für Theater ein wichtiges Zentrum. Nirgendwo sonst in Europa drängen sich in einer Stadt so viele internationale Künstler. Aber um ehrlich zu sein, bin ich nur etwa drei Monate im Jahr in Berlin. Viele Projekte entstehen direkt vor Ort in den Städ-

ten, wo wir aufführen, oder werden dort in längeren Prozessen ortsspezifisch adaptiert. Nächste Woche bin ich zu Gastspielen in Hamburg und Polen, die Woche darauf auf der Quadriennale in Prag und dann skripte ich die ortsspezifische Variante von «Remote X»

«Ich bin immer wieder gerne in der Schweiz – aber in meiner Arbeit suche ich eher die Distanz zur Wellness-Insel.»

in Paris. Parallel dazu betreue ich das Casting zu «100 Prozent Penang» mit dem Team in Malaysia über Skype und recherchiere für ein Projekt in Chile.

Welche Verbundenheit besteht zu Ihrer Heimat, Eltern, Freunden?

Mindestens einmal im Jahr arbeite ich in Zürich oder Lausanne und komme dann immer gerne auch bei meinem Vater, bei meinem Bruder und bei Freunden vorbei.

Geniessen Sie als Schweizer in Berlin einen Sonderstatus, treten da andere – basisdemokratisch-geprägte – Theater-Anschauungen hervor?

Ich bin immer wieder gerne für ein paar Wochen in der Schweiz, aber in meiner Arbeit suche ich inhaltlich eher die Distanz zur Wellness-Insel Schweiz. Wo zu viel perfekt ineinandergreift, und wo sich ein Land so sehr von seiner Umgebung abgrenzt, ist es schwierig, die Brüche und Reibungsflächen zu finden, an denen sich die globalen Herausforderungen aufzeigen lassen.

Sie haben für Ihr Schaffen schon diverse Preise weltweit erhalten. Was bedeuten Ihnen Auszeichnungen grundsätzlich? Und insbesondere dieser aktuelle Preis?

Die Sache mit dem Grand Prix war insofern etwas kompliziert, als er von der Jury eigentlich an Rimini Protokoll, also an uns drei, gehen sollte. Auch wenn die beiden Kollegen keinen Schweizer Pass haben, zeigen sie ja viele ihrer Stücke hier, demnächst «Qualitätskontrolle» in Basel und Ende Jahr «Mein Kampf» in Zürich. Aber das Schweizer Gesetz erlaubt die Vergabe an ein Kollektiv mit Wohnsitz im Aus-

land nicht. Daran liess sich leider auch mit langen Diskussionen nichts ändern. Wir werden den Preis aber trotzdem teilen – jetzt halt hintenrum. Eben auch recht schweizerisch.

Welches sind Ihre jüngsten und nächsten Theaterprojekte?

In Lausanne suche ich im Moment Kontakt zu Menschen, die wissen, dass sie nicht mehr lange zu leben haben – aus Alters- oder Krankheitsgründen, um der Frage des Nachlasses gemeinsam mit ihnen nachzugehen. In den Städten München und New York beginnen wir, eine App zu programmieren, in der Zuschauer in Biografien von ehemaligen Geheimdienstmitarbeitern eintauchen können. Und parallel dazu tourt unser Stück «Hausbesuch Europa» in Hunderten von Wohnzimmern, den kleinsten und überhaupt intimsten Schauplätzen von politischer Debatte.

Und noch was Aktuelles: Wird der Fall Blatter und Fifa bei Rimini Protokoll irgendwie seinen Niederschlag finden?

Herr Blatter hat ja jetzt Zeit. Er kann sich gerne mal bei uns bewerben. Schauspielereiische Qualitäten scheint er zu haben.

Die Grenzen des Country gesprengt

Am Wochenende hat in Interlaken das 22. Trucker & Country Festival stattgefunden. Mit den Mavericks als musikalischem Höhepunkt.

von Hans Bärtsch

1400 Trucks, ein (gescheiterter) Weltrekordversuch im Line-Dance und insgesamt rund 53 000 Besucher – das Trucker & Country Festival auf dem alten Militärflugplatz von Interlaken im Berner Oberland ist ein Anlass der Superlative. Zum 22. Mal ging er am Wochenende über die Bühne. Während

am Samstag mit den Bellamy Brothers – es war an diesem Anlass bereits ihr elfter (!) Auftritt – und John Michael Montgomery («I Swear») die Fans traditioneller Countrymusik auf ihre Rechnung kamen, wurde am Freitag über die Genre Grenzen geschickt. Und das gehörig.

Die texanische Band Derailers liess die besten Rockabilly-Zeiten auferste-

hen. Ihr Verhaftetsein in den Fifties und Sixties hat aber auch etwas Altmödisches an sich. Gleichwohl vermochten sie Stimmung zu machen für den nachfolgenden Act – einen hierzulande viel zu selten gehörten Gast: The Mavericks aus Florida. Mit Countryrock, wie die Mannen um Sänger Raul Malo landläufig etikettiert werden, ist nur ein Bruchteil dessen gesagt, was

die Mavericks zu bieten haben. Tex-Mex und Latino-Klänge geben der Melange eine besondere Würze. Jeder Song ist ein (tanzbarer) Ohrwurm, die Balladen sind so schmalztriefend wie nur was. In Interlaken passten Songs der beiden Comeback-Album «In Time» (2013) und «Mono» (2015) wunderbar zu älteren Hits, die Stimme Malos erinnert frappant an Roy Orbison)

kommt gerade bei den langsamen Stücken göttlich zur Geltung. Neu war, wie hart Eddie Perez die elektrische Gitarre bedienen kann – vielleicht lag das aber lediglich an der suboptimalen Abmischung. Wie auch immer: Die anderthalb Mavericks-Stunden waren pure Magie von einer der grössten amerikanischen Bands. Country? Irgendwie schon auch. Aber meist viel mehr.